

hatte. Ich nannte die braunen Male zwar Sommersprossen, doch verwechselte ich sie nicht mit den gewöhnlichen Flecken, die das Sonnenlicht auf zumeist blassen Gesichtern und Unterarmen hervorruft. Die Frau war unter ihrer Kehle von den dunkelbraunen Leberflecken gezeichnet, die gelegentlich auf den am wenigsten der Sonne ausgesetzten Körperteilen auftauchten. Ich zog es vor anzunehmen, diese Male seien nicht durch Sonnenlicht verursacht, sondern wüchsen aus den Tiefen unter der Haut unausweichlich nach außen. Ihre Lage sei daher nicht das Zufallsergebnis von Wetter, sondern Anzeichen der Besonderheit eines Körpers: Sie seien Landmarken einer besonderen Haut.

Ich tat als Erstes das, was ich immer tat, wenn ich solche Male auf der Brust oder an den Beinen einer Frau sah: Ich fragte mich,

wo sonst auf ihrem Körper solche Male erschienen sein mochten und in welchen Mustern. Und dann gab mir mein Blick auf die Flecken die Gewissheit, dass ich momentan eine wirkliche Frau betrachtete – ein leicht fehlerhaftes Wesen und daher nicht irgendjemandes Traum.

Den Großteil meines Lebens hatte ich, wie ich zugeben würde, von Frauen geträumt, anstatt sie anzusehen. Ich hatte sogar mehr als einmal entschieden, dass ich nur deshalb ein Schriftsteller war, weil ich eher träumte als anschaute – nicht nur Frauen, sondern auch sonst alles, was ich zu sehen behauptet hatte.

Zehn Jahre zuvor, als ich kurz vor der Hochzeit stand, war ich bereit gewesen, die Sammlung von Frauenbildern zu verbrennen, die ich in früheren Jahren aus Zeitschriften

ausgeschnitten hatte. Doch bei einigen Bildern, die meine Favoriten gewesen waren, hatte ich gezögert. Jedes Mal war es das Bild einer Frau, die zumindest eines der Male hatte, nach denen ich suchte. Ich verabschiedete mich leicht von den Frauen, die einheitlich golden oder beige waren; nur wenn ich sturzbetrunken oder verzweifelt war, hatten sie mir etwas bedeutet. Die sommersprossigen Frauen aber waren stets als mir besonders zugehörig erschienen. Ich stellte mir gern vor, dass Zeitschriftenleser diese Frauen meist überblättern, weil ihre Flecken sie zu entstellen und aus der Welt von Satinkissen und marmornen Badewannen zu verbannen schienen. Ich wusste, dass ich die Frauen nie vermissen würde, deren Oberflächen nicht abwechslungsreicher waren als die goldenen Vorhänge und

cremefarbenen Teppiche, vor denen sie posierten. Aber die Bilder der sommersprossigen Frauen wollte ich nicht zerknüllen.

Ich hatte bei diesen Frauen verweilt, weil sie bewiesen haben konnten, dass ich kein gewöhnlicher Träumer war. Andere junge Männer, Bewunderer weißer oder gebräunter Haut, vermochten nur von dem zu träumen, was sie für ideal hielten: von einem unbewölkten Himmel oder einer fleckenlosen Haut oder einem ungetrübten Lächeln. Ich als Bewunderer sommersprossiger Frauen hatte nicht deshalb zu träumen begonnen, weil mir die Welt, die ich bei Tageslicht sah, nicht ausreichte, sondern weil sie zu viel war. Selbst wenn ich nicht aufmerksam hinschaute, sah ich ihre gekräuselten und gesprenkelten und gefleckten Oberflächen als Verheißung

allzu vieler Bedeutungen an. Ich hatte nie versucht, mir das Vollkommene vorzustellen, mich durch Abwandlungen, die allmählich zu einem Ideal hin verschmolzen, zu arbeiten. Ich wollte in die entgegengesetzte Richtung gehen, nämlich zwischen den sich verästelnden Kapillaren der veränderlichen Welt umherzustreifen, bis ich anstelle der Einen die Einzig-Einmalige fand. Ich wünschte, eine Frau zu besitzen (in einem unvermuteten Sinn dieses Worts), die sich vor allen anderen auf zarte und markante Weise auszeichnete.

Doch umfasste mein Träumen mehr als die Suche nach einer Frau. Ich hatte stets sorgfältig auf den Hintergrund jedes in Positur gebrachten Körpers geachtet. Gewöhnlich war es ein begrenzter Blick auf Wände oder Vorhänge oder Baumstümpfe –